

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 217. Bromberg, den 22. September 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(Schluß.)

Gewaltig hatten die Erlebnisse der letzten Wochen Woltmanns Innerstes erschüttert. Er, der beinahe ein volles Jahrzehnt krank an seiner Seele gewesen war, dessen Denken und Fühlen ein höhnisches Spiel des Schicksals aus seinen Bahnen geworfen hatte, war durch den neuerlichen Sturm der über ihn weggebraust war, erwacht und genesen. Friede war dort eingezogen, wo Haß geherrscht hatte.

Woltmanns Tatkraft war zurückgekehrt. Nicht jene fieber- und haßgepeitschte Tatkraft der letzten zehn Jahre, sondern die stille und unbezwingliche Tatkraft des gereiften und geläuterten Mannes, der seine Ziele kennt und nun weiß, daß diese neuen Ziele wirklich echt und erstrebenswert sind und nicht wie die früheren nach der Erfüllung einen bitteren und schalen Nachgeschmack im Mund zurücklassen. —

Zuerst kam die Kleinarbeit, das Aufräumen der Trümmer des früheren Lebens. Was gab es da nicht alles zu tun!! Woltmann wußte kaum, wo er zuerst beginnen sollte.

Vor allem befaßte er sich mit dem Konkurs des Bankhauses Hasenauer. Er nahm Kuppelwalder zu Hilfe und befriedigte in aller Stille die Gläubiger.

Dadurch fielen bereits begonnene Rechtsstreite hin, und die Villa Hochstätten kam wieder in den unbedrohten Besitz der Familie. Dort wohnten nun Else und Helene, Hermas Schwestern. Helene war auf die Nachricht von Hermas Tod sofort aus Holland zurückgekehrt, während Else, die bisher bei ihrer Tante gelebt hatte, mit Freude wieder in ihr Elternhaus einzog, das sie gemieden hatte, solang Hasenauer es bewohnte.

Woltmann ließ Erna in der Obhut der beiden Schwestern. Einerseits war es ihm unmöglich, sich im Augenblick dem Kind so zu widmen, wie er es wünschte, und andererseits war er sich klar darüber, daß Erna einer weiblichen Hand zur Leitung ihrer Jugend bedurfte. Dazu waren Hermas Schwestern am berufensten.

Natürlich konnte der Tag des Einzuges in die Bank seines Vaters von Woltmann nicht ewig hinausgeschoben werden. Vorher gab es aber noch etwas zu erledigen, und so ließ er sich denn auch eines Tages bei dem Leiter der Rothschildgruppe anmelden. Mit gemischten Gefühlen übergab er dem Diener dort eine Visitenkarte, auf welcher der Name Wernoff stand. Er wurde sofort vorgelassen. Ernst und erwartungsvoll blickte ihn der Mann mit den grauen Haaren und den klugen Augen an. Woltmann wußte nicht recht, wie er beginnen sollte.

Der andere merkte den Kampf und half ihm auf eine Weise, die Woltmann nicht erwartet hatte:

„Ich glaube zu wissen, was Sie zu mir führt. Ihr letzter Besuch hat mir viel zu denken gegeben. Ich konnte mir die Gründe dafür damals nicht erklären, und so etwas läßt mir keine Ruhe. Ich bin der Sache nachgegangen und habe erfahren, daß die „Jhany" in Amsterdam starke Beziehungen zum Bankhaus Woltmann in Wien unterhält. Das weitere war dann leicht. Schließlich und endlich dürfen Sie ja nicht vergessen, daß ich sowohl Ihren Herrn Vater als auch Ihre Frau Mutter gekannt habe. Und heute — ohne Bart — sind bei Ihnen das Kinn und die Wangenform der Gräfin Alexandra Startschewitsch kaum zu verkennen, Herr Woltmann!"

Den Bart hatte sich Woltmann auf Bitten Hermas hin schon in Italien abnehmen lassen. — —

Woltmann schied hier mit der Gewißheit, daß der Leiter der Rotschildgruppe über seinen ersten Besuch in Wien und dessen Zusammenhänge Stillschweigen bewahren würde. Damit hatte er alles erledigt, was ihn noch hinderte; denn Holzhauser hatte Baumgartner, den alten Diener der Woltmannbank, schon vor mehreren Wochen reichlich versorgt in den Ruhestand versetzt.

So kam es, daß Woltmann nach dem Besuch in sein Auto stieg und Jan zurief:

„Zur Bank bei der großen Kirche."

Jan nickte. Die Bank kannte er. Da stand ja der Name Woltmann über der Tür. Und die Stefanskirche war für Jan noch immer die „groote kerk".

Unangemeldet eilte Woltmann zu Holzhauser hinauf. Der strahlte über das ganze Gesicht. Nun war der Augenblick gekommen, daß der Sohn des Mannes, den er verehrt hatte, als reifer und würdiger Nachfolger dessen Platz einnahm. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Unter den Beamten der Bank ging die Kunde weiter wie ein Lauffeuer. Gruppenweise kamen sie, den neuen Chef zu begrüßen, und in den Augen manches Älteren, der seinen Vater noch gekannt hatte, standen verräterische Schleier. Die Herzlichkeit der Begrüßung rührte Woltmann tief. Nur unzusammenhängend kamen die Worte. —

Drei Tage darauf lief alles in Ordnung. Die Zeitungen hatten wohl einen kurzen Bericht über die verspätete Rückkehr eines hervorragenden Mitbürgers aus der russischen Kriegsgefangenschaft gebracht, aber die große Öffentlichkeit nahm kaum mehr als oberflächliche Kenntnis davon.

Auch seine Beziehungen mit Holland ordnete Woltmann in aller Stille. Er fuhr selbst hin und ließ im Amsterdamer Handelsregister die „Jhany" in das Eigentum der Wiener Bank „F. Woltmanns Nachfolger" überschreiben. Der bewährte Sluysmann bekam die Leitung dieser nunmehrigen Zweiganstalt.

Er dankte ihm dafür mit wenig Worten, denn er war nicht redselig veranlagt, aber Woltmann wußte, daß er sich auf ihn verlassen konnte.

Jan stellte er frei, bei ihm oder Sluysman zu bleiben, aber dieser erwiderte ihm:

„Mijnheer, ich habe keine Wahl mehr! Ich habe Fräulein Erna versprochen, ihr das Autolenken beizubringen, und Fräulein Helene will es auch lernen."

Woltmann lächelte fein, und als er wieder in Wien war, schenkte er den beiden einen kleinen Wagen, ein Geschenk, das Erna zu einem wilden Rundtanz verleitete und in Helenes Wangen ein feines Rot der Freude aufsteigen ließ.

Nun saß er im Zimmer seines Vaters mit dem Ausblick auf das tummelnde Leben des Wiener „Grabens“ und arbeitete an demselben Schreibtisch, an dem schon zwei seiner Vorväter gewirkt und aufgebaut hatten.

Als er einmal zufällig die linke Lade aufzog, sah er darin die Holzdose, woraus sein Vater geschöpft hatte, wenn es galt, mit der linken zu geben, ohne daß die Rechte es wußte. Er öffnete sie und mit tiefer Rührung nahm er einige wertlos gewordene Banknoten aus der Vorkriegszeit und sogar noch ein paar Silberkronen heraus. Er zog seine Brieftasche hervor und leerte ihren Inhalt in die Dose.

Er wußte dabei gar nicht, warum er dies tat. Hätte er es gewußt, so wäre er kein echter Woltmann gewesen. —

*

Zwei Jahre waren vergangen. In der Villa Hochstätten wohnte Helene mit Erna und deren Erzieherin. Else war lange schon nach München gezogen, um ihre Ausbildung zur Malerin zu vollenden.

Helene war das Rätsel von Hadersdorf geworden. Als Kind und Mädchen ein lustiger Wildfang, rasch zu jedem Streich zu haben, war sie nun ruhig und still geworden. Noch schlummerte in ihr der Schalk und brach manchmal mit einem Scherzwort hervor. Aber doch war sie stiller, als man es von ihr erwartet hatte.

„Sie gleicht ihrer Schwester Herma jetzt mehr als früher,“ sagte ganz Hadersdorf.

Dabei glühte in ihr ein für ihre Freunde unfaßbares Etwas. Man fühlte es, ohne es deuten zu können.

Jeden Nachmittag, pünktlich um halb sechs Uhr, kam Woltmann aus der Stadt und verbrachte den Rest des Abends mit Erna und Helene. Diese Besuche waren ihm zur Lebensnotwendigkeit geworden, wenngleich er sich über Wieso und Warum nicht völlig klar war. Er wußte nur, daß er dem Gefühl, das ihn dazu bewegte, folgen mußte.

Helenes Geburtstag fiel in die erste Hälfte des Monats Mai. Woltmann verließ an diesem Tag schon um vier Uhr sein Bureau. Langsam schlenderte er durch die Kärtnerstraße. Was sollte er Helene geben? Er zerbrach sich den Kopf und blieb endlich vor einem Juwelierladen stehen. So schön und künstlerisch die Stücke dort auch waren, so konnte er sich doch nicht entschließen, etwas davon zu kaufen. Er ging weiter und sah in einem Blumenladen eine Vase mit herrlichen, halberblühten Rosen. Rasch trat er ein und kaufte den Strauß.

Dann ging er zur Bank zurück, wo Jan mit dem Wagen wartete. Er lenkte diesmal wieder selbst. Irgend etwas schien ihn zu treiben, so schnell ließ er den Wagen dahinfliegen.

Die Natur hatte sich das Wunderkleid des Frühlings angezogen. Woltmann sah es nicht, aber er fühlte es.

Jetzt schritt er durch den Garten. Wie eigentümlich! Genau so hatte auch damals die Terrasse durch den Blätterschleier geschimmert, damals — als er noch Wernoff geheißen hatte. Und auf der Terrasse die Gestalt!? War es denn wirklich nicht dieselbe? Wie kam es doch nur, daß er plötzlich die zwei Gestalten nicht mehr von einander trennen konnte?! Sie verschwammen in eine. Herma war ihm zu Helene geworden.

Und diese eine stand da oben und sah ihn mit freudig erstauntem Blick an und eilte ihm entgegen. Er sah sie kommen und auf einmal rauschte sein Blut gewaltig auf. Er öffnete die Arme, und sie flog an sein Herz und küßte ihn, als ob sie ihn jahrelang nicht gesehen hätte. Und er küßte sie wieder und wußte, daß er sie liebte und haben und halten würde bis an sein Ende.

Da verstand Woltmanns Seele Hermas letzte Worte: „Ich bleibe bei euch — für immer!“ — —

Ende.

*

Nachwort des Verfassers.

Liebe Kameraden!

Wenn dies Buch einem von euch, die in Sibirien mit mir zusammen gefangen saßen, in die Hand fallen sollte, so möge er es nicht mit dem Maßstab des scharfen Lokalkritikers messen. Ich habe Woltmanns Geschichte schreiben wollen, und Sibirien ist für diese nur ein zeitlich begrenzter Hintergrund. Ich habe diesen Hintergrund so wahr, als es mir möglich war, gezeichnet. Freilich habe ich dabei manche Einzelheit nach Omsk verlegt, die ich irgendeinem anderen sibirischen Orte entnommen habe, von denen ich auf meiner Flucht in einer monatelangen Irrfahrt genug kennengelernt habe. Auch die Menschen, die ich im sibirischen Abschnitt dieses Buches zeichnete, lebten. Freilich habe ich sie so verkleidet, daß sie nicht zu erkennen sind. Kuppelwalder, Hatfeld und Wögerer bin ich dort begegnet. Und vielleicht erinnert sich noch ein oder der andere an den Helden, der mich die Figur Hinterhalters schaffen ließ, und der, verwegen bis zur Selbstvernichtung, seinen tollkühnen Angriff auf den transsibirischen Schienenstrang unternahm. Seine Tat wartet noch immer auf den Sänger. Möge ein Größerer als ich sie besingen! Sie verdient es, der Nachwelt in würdiger Form überliefert zu werden. Auch Woltmann habe ich in Sibirien getroffen. Bei ihm habe ich das Schicksal zweier Kameraden zusammengeflochten.

Der eine starb drüben, und ich stand vor seiner Leiche wie der Woltmann meines Buchs vor Hatfelds Leiche. Der andere ist nach Europa zurückgekommen und hat aus den Resten seines Lebens gemacht, so viel daraus eben noch zu machen war.

So entstand diese Geschichte.

Den Haag, im Herbst 1931.

Dr. G. Panstingl.

Liebeskraft.

Skizze von Max Dreyer.

Peter Dietz, der Sohn vom Weltziener Herrenhof, kam aus der Dorfschule. Sein treuester Freund Volker holte ihn ab. Volker war ein Schäferhund nicht unzweifelhaft reinen Blutes, aber ganz unzweifelhaft reiner Gesinnung, von lauterster Treue und klug. Der alte Statthalter Philipp Plüggemann behauptete, Volker wäre der Klügste auf dem ganzen Hof, schon deshalb, weil er das nicht täte, worin die große Dummheit der Menschen bestände: Weil er nicht sagte, was er dächte.

Er wußte ganz genau, wann Peters Unterrichtsstunden zu Ende waren: Mittags um zwölf, nur Dienstags und Freitags um elf Uhr. Und ohne sich je in den Wochentagen zu irren, machte er sich rechtzeitig vom Herrenhaus auf den Weg, so daß er mit dem Glockenschlag vor der Pforte des Schulgartens wartete. Der Lehrer Johann Brodersen, der Spaß verstand und deshalb ein guter Lehrer war, meinte einmal: „Nachsitzen, Peter, darf ich dich niemals lassen. Wie würde mir Volker dann in die Büxen gehen!“

Volker hieß er wie der treue Fiedler im Nibelungenlied. Wenn Peter sagte: „Volker, fiedel mal!“, dann gab der Töne von sich, die ganz wie Saitenspiel klangen. Und fester packte Peter sein Lineal, das war sein Schwert, und sein Ranzen war sein Schild, und seine Augen, von der Heldensage befeuert, dräuten wild gegen die wilden Hunnen an. Viel besser ließ es sich mit Volker spielen als mit den Dorfjungen, von denen die Gescheitesten nichts als diese ewigen langweiligen Maschinen im Kopf hatten. Mit ihm konnte man auf Abenteuer ausziehen durch Wald, über Moor und Heide, und Unerhörtes ließ sich mit ihm erleben.

Heute, als sie dem Hof sich näherten, noch ehe sie ihn in Sicht hatten, hörte Volker nicht auf zu knurren. Und Peter wußte, des Freundes Sinne, den seinen voraus, spürten, daß da etwas nicht in Ordnung war.

Jetzt sahen sie es: Automobile und Pferdewagen hielten vor der Einfahrt. Und auf dem Hofe liefen fremde Menschen durcheinander. — Volker wurde sehr böse, und Peter hatte Mühe, ihn zu bändigen.

Draußen schlich Philipp Plüggemann herum. „Was ist hier los?“ fragte Peter. — „Ja, mien leew Jung — wie moeten nu weg von Weltzien.“ — „Flipp, du bist nicht ganz richtig.“ — „Zwangsversteigerung“ und die lange Nase des Alten verkroch sich traurig im Kinnbart.

Fort von Weltzien! Das Herz schlug Peter im Halse. Darum war die Mutter auch in der letzten Zeit immer so bekümmert und still gewesen. Der Vater machte ja nie viel Worte, aber sie — —

Und er lief zu ihr. „Ist es wahr, Mutter?“ Sie strich ihm übers Haar, und ihr kamen die Tränen. Da legte er den Kopf an ihre Schulter, weinte mit ihr. „Und nichts gehört uns mehr?“ — „Nichts!“ — „Aber Volker gehört mir, und Volker bleibt bei mir!“ — „Wir werden eine ganz enge, kleine Stadtwohnung haben, Peterlein. Vater kann ja auch sein Reitpferd, seinen Rolf, nicht mitnehmen. Und ich nicht Betsy, meine Lieblingskuh.“ — „Aber Volker ist ganz was anderes als Betsy und Rolf.“ — —

Peters Vater hatte in der Stadt einen bescheidenen Posten als Buchhalter der Molkereigenossenschaft bekommen. Die Hauswirtin, Frau Gerichtsaktuar Knipphöfer, eine herbe Wittib, die drei Katzen besaß, duldete keinen Hund im Hause.

Peter und Volker mußten Abschied nehmen. „Volker, fiedel mal!“ Nie hat ein Geschöpf jämmerlicher geklagt. Peter taumelte zwischen seinen Eltern vom Hof, er wußte nicht wie . . .

Und nun kam der todtraurige Winter in der Stadt. „Ich halt' es nicht aus, Mutter!“ — „Auch wir müssen es aushalten Peterlein.“ Aber das Heimweh fraß ihm am Herzen.

Abends ging er vors Tor: Da hinten liegt Weltzien. Und da ist Volker. Was tut er jetzt? Der neue Besitzer hat auch einen Sohn. Ob der Hund mit dem jetzt Freundschaft geschlossen hat? Ob er mir untreu geworden ist? Oder ob er mir treu bleibt und dafür gestraft wird? Ob man ihn an die Kette gelegt hat? Nicht auszudenken ist das. — So fiel Peter aus einer Qual in die andere.

Da — war das ein Spuk seiner Gedanken? Der arme Hund da vor dem Handwagen mit Braunkohlen — ja, nein — ja! Leise rief er „Volker“. Und da — welch ein unsägliches Freudengeheul! Der Wagen flog — Briketts fielen — der Führer stürzte beinahe hin — riß die Deichsel zurück — trat nach dem Tier, das vor Schmerz aufjaulte. — Da saß Peter dem Mann an der Kehle. — „Verdammter Bengel!“ ein Faustschlag auf den Kopf — Peter sank in den Schnee. — —

Krank liegt Peter. Zu der Gehirnerschütterung ist eine Lungenentzündung gekommen. Der Arzt macht ein sehr bedenkliches Gesicht. Die Mutter muß alle Kraft zusammenhalten. „Volker“ das einzige Wort, und immer wieder das Wort, das über die fiebernden Lippen tastet.

Da macht die Mutter sich auf den Weg und holt Volker von seinem neuen Herrn, dem es um das Geschehene bitter leid ist, an das Bett ihres todkranken Jungen. Vielleicht ihm eine letzte Freude zu bereiten.

Und Volker, nach einem Blick zur Mutter, tritt auf leisen Sohlen ganz behutsam an das Lager, die Augen leuchten von großer, schwerer Innigkeit; er drückt die kalte Nase an die welk herabhängende, heiße Hand und leckt sie mit all seiner Zärtlichkeit. Heilkraft! Lebenskraft! Wie ein Strom geht es durch die schon ersterbenden Glieder. Die gesunkenen Lider heben sich, die Augen fangen wieder an zu leben, sie sehen und werden hell. Peter regt sich, richtet sich auf und legt die matte Hand auf des Freundes Kopf. Und die Hand wird stärker und kann das Kinn fassen und zu sich heben. So ruhen die Augen der Freunde ineinander, lassen sich nicht los und sind sich des Lebens bewußt und der lebendigen Kraft und des lebendigen Glücks.

Und was für das weitere Geschehen wichtig — auch in die Seele der Frau Aktuar Knipphöfer ist hiervon ein Schein gefallen.

Die unerschöpflichen Nahrungsquellen des Meeres.

Von Dr. R. H. Francé.

Man hat Berechnungen angestellt, wie groß der Nahrungsverbrauch der Menschheit sei, und dabei mit Überraschung gesehen, daß immer noch das Meer etwa ein Drittel aller Nahrung liefert. Ganze Völker sind nur auf die Meerestiere in ihrer Ernährung angewiesen, wobei nicht immer Fische an erster Stelle stehen. Muscheln und Krebse werden an allen Küsten der Erde in ganz unausdenkbaren Mengen verzehrt. Unter den zehn großen Nahrungsmitteln der Menschheit, als die man Getreide, Reis, Kartoffel, Huhn, Schaf, Rind, Schwein, Schellfisch, Hering und eßbare Muscheln bezeichnet hat, sind nicht weniger als drei Meeresprodukte, und sie stehen dem Quantum nach in dieser Liste keineswegs an letzter Stelle. Es ist daher eine ganz wichtige Frage, wovon denn die genannten Meerestiere leben, mit anderen Worten, wie der Nahrungsmittelkreislauf im Meer verläuft. Man hat hierüber nach vielen Forschungen heute schon ein ganz zuverlässiges Bild und kann mit voller Sicherheit den paradoxen Satz aufstellen: die unsichtbaren kleinsten Meereswesen erhalten alle übrigen. Die winzigen Kieselalgen, Salzkugelalgen und sogenannte Peridineen brauchen für ihre Ernährung bloß die im Meerwasser gelösten Stoffe und Gase. Sie erschöpfen also das Meer niemals, obgleich sie in geradezu phantastischer Menge leben, indem sie in den obersten, wohldurchleuchteten Schichten freischwimmend schweben. Sie brauchen das Licht und sterben, wenn sie in die dunklen Tiefen sinken. Sie bedürfen daher besonderer Einrichtungen, sich schwebend zu erhalten, und eine der gebräuchlichsten dieser Art ist es, daß sie ein sehr leichtes fettes Öl in ihrem winzigen Körper speichern. So kommt es, daß alle Meere, besonders aber die kalten, in den oberen Wasserschichten von öl- und eiweißhaltigen Pflänzchen belebt sind. Man kann sich von ihrer Masse durch Zahlen gar keine Vorstellung machen; viel eher schon durch die wohlgesicherte Feststellung, daß eine üppige Wiese in ihrer grünen Pflanzendecke nicht mehr Nährstoffe hervorbringt als das weite, scheinbar so wüste Weltmeer. Auf dieser stets neu sprießenden Wiese weidet nun zahlloses Getier. Von der Kleinalgenweide leben die kleinsten Jungfische, die Kleinkrebschen und zahllose Larven von größeren Seetieren. Auch die Muscheln ernähren sich von mikroskopisch kleinen Lebewesen. Bevor die wissenschaftliche Forschung das feststellte, war es den Fischern, namentlich den Heringsfängern, längst bekannt, daß da ein geheimnisvoller Zusammenhang besteht. Zu den von ihnen beobachteten Anzeichen, die reichen Fischfang ankündigen, gehört es, daß ein gewisser rötlicher Schein und stillere Wasserstrecken sichtbar sind, die sich beide bei näherem Zusehen als ein Billionenheer von zappelnden winzigen Tierchen erweisen. Ganze Tierströme ziehen dort dahin, bestehend aus allem möglichen Getier; die Hauptmasse aber wird doch von kleinen Ruderkrebschen, sogenannten Kopepoden, gebildet. Sie sind ein oder einige Millimeter lang, borstig und drollig anzusehen, aber im Innern strotzend erfüllt von farblosem oder rotem Öl. Wir kennen den Ursprung dieses Fettes nur zu wohl. Es stammt von den Kleinpflanzen, denn diese bilden die Hauptnahrung der Ruderkrebschen, die wieder das gesuchte, „tägliche Brot“ für jung und alt im Fischreich sind. Vor allem leben die Heringe von den fetten Krebschen. Alle Heringszüge schwimmen den Tierströmen nach, darum ist das Erblicken der einen ein fast sicheres Vorzeichen für die anderen. Das Krebsöl aber speichert sich wieder im Leib der Sardinen, Sprotten, Heringe, und wenn wir uns an einem „Vollfetthering“ erfreuen, dann verzehren wir eigentlich nur als viertes Glied an der Kette das Kieselalgenöl, das von den kleinen Seepflänzchen so unerschöpflich geliefert wird. Den Sprotten- und Heringszügen folgen wieder die großen Raubfische, namentlich Dorsche und Schellfische, denn auch sie begehren nach dem fetten Fleisch, und so lebt letzten Endes im unermeßlichen Weltreich des Meeres jeder, der einen anderen verzehrt, doch nur immer wieder von der winzigen unschuldigen Pflanze, die allein niemanden braucht, um bestehen zu können. Natürlich ist diese Darstellung eine große Vereinfachung der Wirklichkeit. Innerhalb der Fisch- und Krebswelt gibt es Räuber, die die kleineren Vertreter ihrer Gruppe jagen, andere, die sich nur mit dem Hinwegschaffen toter und sonst verlorengehender Abfälle befassen. So verzehren gewisse Würmer sogar das Holz untergegangener Schiffe. Solcher Abbau ist z. B. im Haushalt der Natur die Rolle, die in den warmen Meeren den Korallentieren zukommt. Man darf deren Bedeutung nicht unterschätzen, denn die Korallenbänke der Ozeane bedecken in ihrer Gesamtmenge einen Flächenraum nicht geringer als ganz Europa. Auch vergreifen sich sehr niedrigstehende Geschöpfe, wie z. B. die Quallen, an allen höheren Organismen, mit besonderer Vorliebe an den Jungfischen. Das unermeßliche Heer der freischwimmenden Flügelschnecken wieder frißt Kleinkrebse und Algen und wird von Walen, Robben und Seevögeln verzehrt. Im ganzen genommen ist der Weg des Geschehens unabänderlich. Alles, bis zu dem im Meere fischenden Menschen beruht auf den

mikroskopischen Algen. Diese sind die eigentliche Urnahrung für Tier und Mensch, und so wiederholt sich auch im Weltmeer das gleiche Gesetz wie auf dem festen Land, wo ebenfalls die Kleinpflanzen, die hier im Boden leben, die Vorbereiter jeder höheren Art von Vegetation und durch sie die Erhalter des gesamten Tier- und Menschenlebens sind.

Rund um den Taktstock.

Von Kurt Miethke.

Man fragte den Komponisten Gluck eines Tages, was er am meisten auf der Erde liebte.

Gluck erwiderte nach kurzer Überlegung:

„Das Geld, den Wein und den Ruhm."

Die Freunde waren empört.

„Wie?" riefen sie. „Du stellst das Geld und den Wein vor den Ruhm? Wie willst du uns das erklären?"

„Sehr einfach", gab Gluck zur Antwort. „Mit dem Geld erwerbe ich mir Wein. Mit dem Wein wecke ich meinen Genius. Und mit meinem Genie erwerbe ich mir Ruhm!"

*

Napoleon sagte einst zu dem Komponisten Cherubini:

„Die Musik Paisiellos gefällt mir besser als die Ihrige. Sie ist weicher, zarter, einschmeichelnder."

„Majestät", sagte Cherubini, „das wundert mich nicht. — Ihnen gefällt die Musik am besten, die Sie nicht hindert, an Ihre Staatsgeschäfte zu denken."

*

Die „Traviata" Verdis war ein einziger Durchfall bei ihrer Uraufführung in Venedig.

Nach der Vorstellung kamen die Sänger und sprachen Verdi ihr Beileid aus.

„Sprecht euch selbst und dem Publikum euer Beileid aus, nicht mir! Denn nur ihr, die ihr mein Werk so greulich mißverstanden habt, verdient Mitleid — nicht ich!"

Und der spätere Riesenerfolg der „Traviata" gab ihm recht.

*

Die Königin von England schenkte nach einem Konzert in Windsor Lablache eine goldene Schnupftabaksdose unter der Bedingung, daß er diese nur einmal im Jahre benutzte.

„Unmöglich, Majestät", sagte Lablache, „ich besitze bereits dreihundertfünfundsechzig Schnupftabaksdosen, für jeden Tag des Jahres eine."

„Dann benutzen Sie die meinige in den Schaltjahren", gab die Königin zur Antwort.

*

Liszt spielte einmal im Beisein Wagners Klavier.

Wagner unterbrach den Vortragenden plötzlich und sagte:

„Papa Liszt, war das Thema, das du eben spieltest, von dir?"

Liszt nickte zustimmend.

„Dann habe ich es dir entwendet und selbst verwandt, bin also unbewußt zum Dieb geworden."

„Das tut nichts", erwiderte Liszt lächelnd, „auf diese Weise wird das Thema wenigstens in die Unsterblichkeit eingehen."

*

Farinelli, einer der größten Sänger seiner Zeit, der an allen europäischen Höfen Triumphe feierte, ließ sich einmal einen Prunkanzug herstellen.

Als er das Kleidungsstück bezahlen wollte, verweigerte der Schneider die Annahme des Geldes und sagte:

„Ich erbitte mir statt des Geldes eine andere Gunst. Ich bitte Sie, den Sänger der Könige, mir etwas vorzusingen."

Geschmeichelt sang Farinelli mehrere Arien, und er selbst sagte später, daß er selten so gut gesungen habe, wie vor diesem einfachen Manne.



Bunte Chronik



Versailles als französisches Bayreuth?

Der französische Dichter Paul Valery ist mit einer Festspielidee an die Öffentlichkeit getreten, die überall den größten Anklang gefunden hat. Zum Schloß von Versailles gehört auch ein Theater, das merkwürdigerweise der Mehrzahl der Besucher des Schlosses unbekannt geblieben ist. Schloß und Park nehmen zur Besichtigung soviel Zeit in Anspruch, daß keine Zeit mehr zum Besuch des Theatersaales übrig bleibt. Dabei hat dieses Theater schon einmal eine große historische Rolle gespielt. In ihm tagte nämlich nach der Unterwerfung der Kommune im Sommer 1871 die französische Nationalversammlung. Seitdem ist es aber still geworden in dem Raum, der im Jahre 1768 von Gabriel erbaut worden ist. Valery will ihn aus seinem Dornröschenschlaf wieder erwecken, um so mehr, als die Bühne so groß ist, daß an 600 Mitwirkende Platz auf ihr haben. Valery kennt die Bayreuther und Salzburger Festspiele aus eigenem Erlebnis und propagiert nun französische Nationalfestspiele in dem historischen Theater von Versailles. In erster Linie denkt er daran, die großen französischen Klassiker in Musteraufführungen herauszubringen. Doch sollen auch französische Opern aus dem 17. und 18. Jahrhundert eine neue Auferstehung erleben. Die ganze künstlerische und literarische Welt hat sich mit Begeisterung hinter den Plan Valerys gestellt, der nunmehr versuchen will, auch die Französische Regierung dafür zu interessieren.



Lustige Ecke

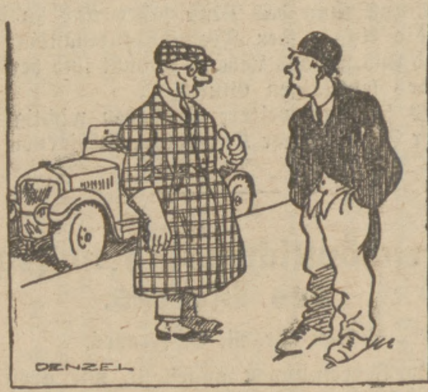


Ein Möbeltransportarbeiter wandelt im Schlaf!



*

Der richtige Mann.



„Sagen Sie, junger Mann, können Sie ein Auto fahren?"

„Nee!"

„Dann passen Sie doch bitte einen Augenblick auf meinen Wagen auf!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.